

Andrzej Szczypiorski

Die schöne Frau Seidenman

ROMAN

Aus dem Polnischen von
Klaus Staemmler

Mit einem Vorwort von
Chimamanda Ngozi Adichie
und einem Nachwort von
Marcel Reich-Ranicki

DIOGENES

Titel der 1986 beim Institut Littéraire in Paris
erschienenen Originalausgabe: ›Początek‹
Die deutsche Erstausgabe erschien 1988
im Diogenes Verlag

Anmerkungen des Übersetzers am Schluss des Bandes
Das Vorwort von Chimamanda Ngozi Adichie erschien 2022
in der Ausgabe von Andrzej Szczypiorski

›The Beautiful Mrs Seidenman‹ von Grove Press, New York,
mit dem Titel ›Introduction to The Beautiful Mrs Seidenman‹

Copyright © Chimamanda Ngozi Adichie, 2022,
used by permission of The Wylie Agency (UK) Limited

Übersetzung von Anette Grube

Das Nachwort von Marcel Reich-Ranicki erschien am 19. 3. 1988
als Besprechung in der Frankfurter Allgemeine Zeitung

Copyright © Carla Ranicki

Covermotiv: Design von Burkhard Finken

Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Modern Classics.



www.diogenes.ch/modernclassics

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 1988, 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch

100/25/852/1

ISBN 978 3 257 07235 8

CHIMAMANDA NGOZI ADICHIE

Vorwort

Aus dem Englischen von Anette Grube

Was für ein großartiger Roman. Sein größter Triumph ist nicht nur, dass er weise ist im seltenen und fortdauernden Sinn des Wortes, sondern dass seine Weisheit leicht und humorvoll daherkommt. Dieses Buch über das von den Nazis besetzte Polen und die dazugehörigen Schreckensgeschichten bringt den Leser oft zum Lachen, weil er etwas wiedererkennt, etwas erkennt, wenn auch mit gebrochenem Herzen. »Ein Jude isst Kuchen!«, ruft eine Figur, weil sie einen Juden sieht, der tatsächlich in einer Konditorei einen Kuchen isst, ein ganz gewöhnlicher Akt für Menschen in Warschau, aber plötzlich ein Verbrechen für Juden. Und dieser Satz veranschaulicht auf erhellende und dramatische Weise die Absurdität im Kern der nazistischen Unterdrückung.

Der deutsche und englische Titel erscheinen im Gegensatz zum polnischen *Der Anfang* fast wie eine List, als wollte *Die schöne Frau Seidenman* auf vertraute, sachte Weise den Leser für einen lohnenden, aber sicherlich nicht sachten Roman gewinnen. Irma Seidenmans Schönheit ist wichtig, weil sie zu ihrer Rettung wird. Sie entspricht nicht dem Stereotyp der Jüdin. Dank ihres blonden Haars und ihrer blauen Augen kann sie sich als katholische Witwe eines Polen ausgeben, bis sie ein Informant an die Gestapo

verrät. Im Folgenden erleben wir, wie leicht Mittelmäßigkeit neben Mut Platz nimmt, wie niederträchtig und engstirnig Menschen sein können und auch wie würdevoll. Der Roman handelt nicht nur von Frau Seidenman, sondern von einer rotierenden Besetzung, die immer wieder nur kurz, aber voll ausgeformt auftaucht, darunter ein Straßenräuber, ein Offizier der Gestapo, eine Nonne, die jüdische Kinder zum Katholizismus konvertiert und sie dadurch rettet, aber auch ihres Erbes beraubt, und ein liebenswerter Professor, der auf der Straße erschossen wird. Die Figur des Pawełek ist die beständigste und einnehmendste, weil er »in einen Zeitabschnitt ein[trat], da Liebe und Tod zu untrennbaren Freunden des Mannes werden. Der Gedanke an sie verlässt den Mann bei keinem Schritt.«

Szczypiorski ist nicht sentimental, seine Welt wird geleitet von pragmatischem Durchhaltevermögen und einem unerbittlichen Beharren auf den historischen Realitäten, auf der Tatsache, dass was passiert ist, tatsächlich passiert ist, oder wie eine Figur sagt: »Ich denke, in der Geschichte gibt es keinen Konditionalis.« Und doch findet sich im Kern des Romans eine zurückhaltende Romantik – vor allem in Pawełek, in seiner Liebe zu Frau Seidenman und vielleicht besonders in seiner Freundschaft mit seinem Kinderfreund Henio. Es ist unerträglich bewegend vom Verlust Henios zu lesen, ein Jude, der dank des Zufalls seiner Geburt zum Tode verurteilt ist. Wir trauern aufgrund dieser großen Tragödie und der Tragödie einer verlorenen Freundschaft – denn wenn der beste Kinderfreund stirbt, nimmt er die Kindheit mit, und die Erinnerungen gehen verloren, weil die Person, mit der man sie teilt, nicht mehr lebt.

Was ist ein literarischer Stilist? Was immer das ist, dieser Roman ist das Werk eines literarischen Stilisten. Szczypiorski macht elegante Zeitsprünge mit großer emotionaler Wirkung, und wir sehen eine Gegenwart, in der die Zukunft hartnäckig enthalten ist. Es ist eine besonders ergreifende Leseerfahrung, der Figur Henio zu folgen, die über ihre derzeitige Lage im vom Krieg zerstörten Polen nachdenkt, und im nächsten Satz erfahren wir, dass sie stirbt und ihre Knochen weiß und anschließend schwarz werden, als sie in die Fundamente von Nachkriegsgebäuden eingemauert werden. Mit vergleichbarer Eleganz bricht Szczypiorski andere literarische Konventionen, geht von einer detailreichen Beschreibung des Aussehens einer Person über zu philosophischen Meditationen über Gott, Gerechtigkeit und Politik, und das Ergebnis ist nicht ein Roman, der unsicher ist, ob er ein erzählender Roman sein will oder ein Ideenroman, sondern der sicher ist, dass er beides sein kann. Er ist ein lyrisches Vorbild, mit großer Wachsamkeit für die Sprache; zum einen hinsichtlich seiner eigenen Ästhetik – Szczypiorski beherrscht die Kunst, schöne Sätze zu bilden, die über die Zunge gleiten –, zum anderen hinsichtlich seines Bewusstseins der politischen Wirkungen von Sprache. »Die Welt log«, schreibt Szczypiorski. »Jeder Blick tückisch, jede Geste niederträchtig, jeder Schritt gemein. Gott hatte die schwerste Prüfung noch zurückgehalten, das Joch der Sprache.«

Die Loyalität der Literatur gilt oft der Ästhetik, manchmal auf Kosten politischer Präzision. Nicht in diesem Roman. Szczypiorski weiß, dass Politik großenteils menschliche Psychologie ist und dass die bohrenden Erkundungen

der Literatur sie am besten sichtbar machen. In den Teilen des Romans, die nahezu klatschhaft sind – alle große Literatur ist nahezu klatschhaft –, sehen wir Figuren, die mit den Stereotypen von Identitäten kämpfen. Für den Deutschpolen Müller ist Russland »das tyrannische, düstere und ungebändigte Russland«. Er betrachtet sich als »unvollendeter, ganz und gar nicht auf deutsche Weise organisierter Deutscher mit einem Fehler im Herzen, der dies alles durch die Brille slawischer Erfahrung sieht, so ein Deutscher, angesteckt von der gesegneten Krankheit des Polentums, die gerade deshalb so schön ist, weil sie unvollkommen, unvollendet, ungewiss, suchend, unordentlich, launenhaft, ungebändigt ist ...« Er denkt über die »Tyrannei der Perfektion, ohne welche die Deutschen nicht leben können« nach und bemerkt: »Wenn die Geschichte den Deutschen einst die Pflicht zur Verstellung auferlegt, werden sie die vollkommensten Scheinheiligen unter der Sonne sein.«

Wir haben es hier mit einem Roman zu tun, der moralisch mutig ist, Identität und Ideologie erörtert, Nationalismus zugleich hinterfragt und feiert, denn letztlich ist er eine Hymne auf Polen. Es ist der Liebesbrief eines enttäuschten Sohnes. Geschrieben im Gedenken an Juden, die »binnen Kurzem im Kampfe sterben [werden], um später in der Legende zu überleben«. Ein Zeugnis der bestialischen Hässlichkeit des Nazismus, gleichzeitig voller Ungeduld mit polnischer Selbstgefälligkeit, richtet sich sein helles Licht von Beginn an auf die deformierten Ambitionen Polens in den Nachkriegsjahren. Szczypiorski führt uns vor Augen, dass es keine wirkliche Wiedergutmachung gibt

und wir nie vergessen dürfen, dass sogar diejenigen, die den Krieg überleben, großen Schmerz in sich tragen und in vieler Hinsicht im physischen und emotionalen Exil leben.

Lagos, Nigeria, März 2022

Im Zimmer herrschte Halbdunkel, denn der Richter mochte das Halbdunkel. Seine gewöhnlich unfertigen und nebulosen Gedanken gerieten ungern in die Falle des Lichts. Alles auf Erden ist dunkel und unklar, und der Richter liebte es, die Welt zu ergründen. Deshalb saß er meistens in der Ecke des riesengroßen Salons in einem Schaukelstuhl, den Kopf zurückgelehnt, und seine Gedanken wiegten sich sanft im Rhythmus des Sessels; er setzte ihn durch leichtes Berühren des Fußbodens mit den Füßen, abwechselnd mit dem linken und dann wieder mit dem rechten, in Bewegung. An seinen Füßen trug der Richter knöchelhohe, von einer Metallspange gehaltene Filzpantoffeln. Die Spange blinkte bläulich über dem Teppich, sobald das Licht der vom Schirm abgedunkelten Lampe darauffiel.

Der Schneider Kujawski betrachtete die Spangen an den Filzpantoffeln des Richters und berechnete im Geiste den Verlust, der ihm entstehen würde, falls er dem Richter das Bild im Goldrahmen, das an der Wand hing, abkaufte. Es stellte einen nackten Mann mit Hörnern dar, der auf einem Weinfass saß. Der Schneider Kujawski glaubte, das sei der Teufel, einer jener fröhlichen, dem Trunk und den Späßen mit Frauen zugeneigten Teufel, die früher gern von Malern gemalt wurden, häufig vor einem recht dunklen und kaum

erkennbaren Hintergrund. Mit einiger Mühe konnte der Schneider eine Mühle oder die Ruinen einer alten Burg ausmachen. Es waren zwar keine allzu schönen Bilder, doch hatten sie ihren Preis, und als Patriot und kultivierter Mensch legte der Schneider sein Geld in Kunstwerken an.

»Sie meinen also, lieber Freund«, sprach der Richter Romnicki, »vom Krieg genug zu haben. Genug vom Krieg! Immerhin, der Friede ist den Menschen angeboren. Wir alle wünschen den Frieden, wie Sie sich ausgedrückt haben ...«

»So habe ich mich ausgedrückt«, sagte der Schneider und sah sich den Teufel auf der Tonne an. Dabei fiel ihm ein, dass dieser Teufel Faun hieß, und eine süße, selige Ruhe überkam ihn.

»Nun ja, einverstanden. Soll der Krieg zu Ende gehen«, sprach der Richter, »sofort, in diesem Augenblick. Möchten Sie das, lieber Freund?«

»Wer wollte es nicht, Herr Richter.«

»Bitte überlegen Sie sich's gut. Ich rede im Ernst. Der Friede ist das Wichtigste, nicht wahr? Lasst uns darum den Krieg beenden. Sogleich, ohne die geringste Verzögerung. Geben Sie gut acht, lieber Herr Kujawski. Wo sind die Sowjets? Nehmen wir an, ungefähr am Don. Und die Angelsachsen? In Nordafrika. Vortrefflich. Unser werter Adolf Hitler beherrscht Europa. Und wir beenden heute den Krieg, Herr Kujawski. Denn Sie waren so freundlich zu bemerken, der Friede sei das Wichtigste. Ist es nicht so?«

»Herr Richter«, rief Kujawski aus. »Wie denn? Mit den Deutschen am Hals?«

»Entscheiden Sie sich, verehrter Freund. Außerdem werden sie sich von morgen an ändern. Es gibt Frieden, Frieden

gibt es! Erst die Präliminarien, versteht sich, dann die Friedenskonferenz, ein paar Zugeständnisse von beiden Seiten. Die Sowjets dies, Hitler das, die Angelsachsen noch etwas anderes, aber Sie stehen ja auf dem Standpunkt, der Friede sei das Wichtigste, deshalb müssen sie irgendwie übereinkommen, dafür hat die Welt ihre Diplomaten, Staatsmänner, all die öffentlichen und geheimen Kanzleien, den Austausch von Dokumenten, Zylinder, Limousinen, Champagner, Friede den Menschen guten Willens, Herr Kujawski.«

»Herr Richter«, murmelte der Schneider.

»Tu l'as voulu, George Dandin!«, rief der Richter mit entschlossener Stimme. »Jetzt bitte ohne Winkelzüge. Für die Winkelzüge sind auf der Welt andere Leute zuständig. Ach, teurer Freund, Kopf hoch! Wir haben ja Frieden! Und weil wir Frieden haben, dürfen die Okkupanten nicht länger so schrecklich wüten. Nun ja, wir sind unfrei. Aber wir haben uns daran gewöhnt, lieber Herr Kujawski. Schließlich sind wir beide in Unfreiheit geboren und werden auch in Unfreiheit sterben. Nun ja ... Fest steht, dass sie uns zunächst grausam ausnützen werden. Vierzehn Stunden Sklavenarbeit täglich. Eine Schüssel dünne Suppe, Peitschen, Schläge. Aber das vergeht nach einiger Zeit. Weil Friede eingetreten ist, haben sie keine Chance, neue Sklaven zu nehmen. Sie müssen sich um diejenigen kümmern, die für sie arbeiten. Kopf hoch, lieber Herr Kujawski. Sind erst ein paar Jahre vergangen, werden wir acht Stunden täglich arbeiten, sie werden uns gute Lebensmittelkarten geben, sogar Kaffee und Tee werden wir bekommen, wie denn sonst, da doch Friede auf Erden ist, da man doch miteinander handeln muss. Trinken denn die Engländer allen indischen Tee

alleine? Liefern die Sowjets nicht Erdöl, Weizen, Kartoffeln und was sonst noch?! Wir werden leben, lieber Herr Kujawski, zwar unter fremdem Stiefel, das lässt sich nicht verbergen, dafür aber in Frieden, denn von heute Abend an herrscht Friede auf der Welt, das höchste Gut des Menschen und der Menschheit, Herr Kujawski, nach dem sich unsere geplagten, dummen, durch Unfreiheit entehrten, an Demut, Erniedrigung, Unterwürfigkeit gewöhnten Seelen sehnen, nicht heute natürlich, noch nicht heute, doch in einiger Zeit, in einigen Jährchen, wenn sie uns erst eigene Schulen gegeben haben, ja doch, mit unserer Muttersprache in allen Fächern ohne Ausnahme, wenn wir Brot essen mit Speck und sich vielleicht sogar eine Flasche französischer Kognak findet, vielleicht schwedischer Hering, vielleicht eine Havanna-Zigarre! Überlegen Sie nur, lieber Freund, wie viele Tugenden und lobenswerte Taten unter der Sonne des europäischen Friedens erwachsen werden. Wie freudvoll das Leben unserer kleinen Sklaven sein wird, der Buben und Mädchen, die von ihren Beherrschern sogar ein Bonbon kriegen werden, sogar ein buntes Spielzeug, denn sie werden sich um die Kinderlein kümmern, sogar Ovomaltine im Kindergarten verteilen, damit die Kinder gesund und kräftig werden, damit sie später redlich arbeiten können für einen bescheidenen, aber angemessenen Lohn, Kur und Erholungsurlaub, dem Grundsatz *Kraft durch Freude* entsprechend, das heißt, man soll ausruhen, sich kurieren, die Zähne plombieren lassen, sich vernünftig ernähren und hygienisch leben, weil das die unerlässliche Vorbedingung erfolgreicher und disziplinierter Arbeit ist, und wie Sie wissen, lieber Herr Kujawski, *Arbeit macht frei*, das heißt besonders unter der goldenen

Sonne des europäischen Friedens macht sie den Menschen frei. Und nur eines wird uns fehlen. Nur eines! Das Recht zum Widerspruch! Das Recht, laut zu sagen, dass wir ein freies und unabhängiges Polen wollen, dass wir uns auf unsere eigene Weise die Zähne putzen und ausruhen wollen, auf unsere eigene Weise Kinder zeugen und arbeiten, auf unsere eigene Weise denken, leben und sterben. Dieses Eine wird uns fehlen unter der Sonne des europäischen Friedens, den Sie, mein Freund, für das höchste Gut halten.«

Der Schneider Kujawski fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen. Die Spangen an den Pantoffeln des Richters, die ihn eben noch an kleine, glänzende Sterne erinnert hatten, hielt er nun für die Augen eines wilden Tieres.

»Was Sie nicht alles sagen, Herr Richter«, murmelte er. »Ich will Frieden, versteht sich, aber unter anderen Bedingungen. Erst soll dieser ganze Hitler zur Hölle fahren ...«

»Damit der zur Hölle fährt, bedarf es eines langen Krieges, Herr Kujawski«, sprach der Richter.

»Dann muss er eben lang sein, aber ihn soll der Teufel holen!«

»Meinen Sie das, mein Freund? Passt Ihnen der Friede von heute Abend an nicht mehr? Gelüstet es Sie schon wieder nach dem fröhlichen Soldatenleben? Haben Sie von all diesen Entsetzlichkeiten nicht genug? Steckt ein so blutiger Scharfrichter in Ihnen? Das hätte ich nicht erwartet, Herr Kujawski! Haben Sie noch nicht genug an Opfern, an Bränden, an polnischem und nichtpolnischem Blut, das auf Erden vergossen wird?«

Der Richter lachte laut auf. Er hielt den Schaukelstuhl an. Die Augen des wilden Tieres erloschen.

»Einverstanden, mein Freund«, sprach er. »Wir sind endlich übereingekommen, Herr Kujawski! Es muss uns immer um Polen gehen, um das Polentum, um unsere Freiheit. Kein europäischer Friede, dieser Firlefanz für Idioten, sondern Polen. Habe ich nicht recht?«

»Gewiss haben der Herr Richter recht«, antwortete Kujawski. »Aber ich bin nicht nur an Körpergröße ein Hühnersteiß, sondern auch an Verstand.«

»Sagen Sie das nicht laut! Die Wände haben Ohren. Vielleicht sitzen da irgendwelche einheimischen Demiurgen, die nur darauf warten, dass die Leute das Vertrauen zum eigenen Verstand verlieren, um innerlich zu schwanken und sich selbst mit Zweifeln zu quälen, ob sie nicht tatsächlich, wie Sie sich auszudrücken belieben, einen Hühnersteiß-Verstand haben.«

»Demiurgen«, wiederholte der Schneider. »Von denen habe ich noch nicht gehört. Ist das so was wie Installateure?«

»Das sind, werter Herr, Spezialisten für die Erlösung der Menschheit. Ehe Sie sich's versehen, kriecht einer nach dem anderen aus dem Loch. Sie tragen den Stein des Weisen in der Hosentasche. Jeder hat einen anderen Stein, und sie werfen sich mit den Steinen, nur treffen sie gewöhnlich die Köpfe anständiger Menschen wie Sie oder ich. Sie wollen unsere Zukunft über ihren Leisten schlagen. Und sie wollen unsere Vergangenheit nach ihren Leisten formen. Sind Sie derartigen Leuten noch nie begegnet, Herr Kujawski?«

»Kann schon sein«, sagte der Schneider versöhnlich und betrachtete den Faun im Goldrahmen von Neuem begehrllich.

»Übrigens«, fuhr der Richter fort, »finde ich die Bemerkung über die Installateure höchst interessant. Hoffentlich sind Sie kein Prophet, lieber Herr Kujawski. Denn es könnte der Tag kommen, da sie uns alle in den Abfluss spülen. Hübsch würden wir da aussehen.«

»Was das Bild angeht, Herr Richter«, nahm der Schneider das Thema schüchtern wieder auf, »so könnte ich diesen Faun noch heute mitnehmen. Den Rahmen berechnen Herr Richter extra. Ein Junge kommt mit dem Handwagen, wickelt ihn in Packpapier, bindet eine Schnur drum und schafft ihn in aller Ruhe weg.«

»Wegschaffen kann er, Herr Kujawski, aber ich würde gern Ihr Angebot hören.«

»Herr Richter haben Paweł gegenüber erwähnt, es soll zum Teil in Naturalien sein.«

»Stimmt. Das würde ich gern sehen. Ich denke hauptsächlich an Fett und Fleisch.«

Kujawski drohte dem Richter scherzhaft mit dem Finger und sagte: »Herr Richter wirken sehr intellektuell, haben aber einen Kopf für Geschäfte.«

Er brachte diese Worte in fröhlichem Ton heraus, aber mit unruhigem Herzen, weil er nicht sicher war, ob es sich gehörte, so mit dem Richter zu sprechen. Der Schneider Kujawski trug mehr Bargeld bei sich, als der Richter im Laufe eines Jahres gesehen hatte, und fühlte sich dennoch gegenüber dem alten Herrn im Schaukelstuhl befangen, nicht nur weil der Richter einst sein Wohltäter gewesen war, sondern auch aus dem ganz banalen Grund, dass er seinen Platz auf Erden kannte. Noch war die Zeit nicht gekommen, da Geld und Macht über die Position des Menschen

entschieden. Der Schneider gehörte zu jener Epoche, die auf einer gewissen geistigen, porzellanartigen, aber gleich einem römischen Aquädukt dauerhaften Ordnung beruhte. Es herrschte eine Hierarchie der menschlichen Seelen, und alle wussten, dass es einen Adel auf Erden gab, nicht von Geburt, sondern aus dem Inneren der menschlichen Person stammend. Deshalb war Kujawski ein wenig verwirrt und schaute den Richter an. Der aber lachte herzlich auf.

»Den hätte ich gern, lieber Herr Kujawski, den hätte ich gern, das lässt sich nicht verheimlichen«, sprach er heiter. Er war sensibel wie ein Seismograf, er besaß die besondere Empfindlichkeit, die Dichter Intelligenz der Gefühle nennen, darum fuhr er fort: »Doch das Schicksal hat mir die Bekanntschaft mit Ihnen geschenkt, und Sie haben den Kopf für uns beide. Ich verlasse mich ganz auf Ihr Angebot.«

Und fügte sogleich in dezidiertem Ton hinzu, um Kujawski nicht zu kränken und dessen kaufmännisches Vergnügen zu beeinträchtigen: »Aber ich werde hartnäckig feilschen, lieber Herr Kujawski.«

»Versteht sich«, entgegnete der Schneider. Er wusste, er würde überzahlen, nur um wieder auf dem abgewetzten Sofa in diesem Salon zu sitzen, wo es nach alten Gegenständen und dem Staub auf den zahlreichen Büchern duftete.

Kryński öffnete die Augen und betrachtete seine Hände. Nach dem Erwachen betrachtete er stets seine Hände. Waren sie schon blaugrau und tot und sonderten mit dunkel gewordenen Fingernägeln Leichengift ab, oder waren sie noch seine eigenen, lebendigen? Pawełek – so nannten ihn alle von Kindesbeinen an – sollte demnächst sein neunzehntes Lebensjahr vollenden. In diesem Alter widerfuhr dem Menschen jener Zeiten Ungewöhnliches. Er kannte die Unterschiede der Geschlechter bereits genau und hatte den Glauben an die Unsterblichkeit verloren. Erst später sollte er ihn wiedergewinnen; doch die frühen Mannesjahre machten ihn, ähnlich wie das gesetzte Greisenalter, mit dem Tode vertraut. Pawełek Kryński trat demnach in einen Zeitabschnitt ein, da Liebe und Tod zu untrennbaren Freunden des Mannes werden. Der Gedanke an sie verlässt den Mann bei keinem Schritt.

Wenige Jahre später hätte sich ein achtzehnjähriger Mann mit solchem Leiden und solcher Furcht nur noch lächerlich gemacht. Doch Pawełek gehörte zu einer Epoche, in der die jungen Leute erwachsen sein wollten. Sie trugen seit dem fünfzehnten Lebensjahr Herrenanzüge und verlangten nach Pflichten und Verantwortlichkeiten. Sie flohen die Kindheit, denn diese hatte ohnehin schon zu lange gedau-

ert. Kinder haben keine Ehre, sie aber wollten Ehre haben um jeden Preis.

Er öffnete die Augen und betrachtete seine Hände. Noch waren es die eigenen. Beruhigt schmiegte er sich wieder an das Kissen. Nachts war Henio bei ihm gewesen. Doch hatten dessen Gesichtszüge undeutlich gewirkt, und seine Stimme war so leise, dass Pawełek die Worte nicht verstand. Nur Henios Geste drang zu ihm durch. Wie immer im Traum gab Henio ihm ein Zeichen. Pawełek sagte dann: Wo bist du, Heniek?, erhielt aber keine Antwort. Er mochte diesen Traum nicht, der sich seit einiger Zeit regelmäßig wiederholte, wenn er aber mit dem Gefühl erwachte, Heniek sei in dieser Nacht nicht gekommen, war er enttäuscht. Wo ist dieser Unmensch geblieben?, dachte Pawełek.

Er öffnete die Augen und betrachtete seine Hände. Dabei fiel ihm ein, dass er seine Kontakte mit Gott vernachlässigte. Er glaubte nicht so fest an Gott wie früher und später, sondern trug in sich Skepsis, Empörung, Spott und Zweifel, fürchtete aber die Strafe des Himmels. Er rechnete zwar mit seiner Geduld, fürchtete aber seinen Zorn.

Seine Hände waren bräunlich und kräftig. Erleichtert atmete er auf und erhob sich vom Bett. An diesem Tag hatte er viele wichtige Dinge zu erledigen, die Mannhaftigkeit und Würde erforderten. Zu Häupten seines Bettes standen zwei Frauen: Frau Irma, die goldene, veilchenblaue und schöne, von der er sich löste, und Monika, die silberne und dunkle, die er leidenschaftlich zu lieben begann.

Frau Irma war Pawełeks erste, kindliche Liebe. Vor dem Kriege hatte sie auf der anderen Seite der Wand gewohnt, im gleichen Stockwerk des Mietshauses. Als er sich in sie

verliebte, war Pawełek dreizehn Jahre alt gewesen. Sie war die Frau eines Arztes, des Doktors Ignacy Seidenman, eines Röntgenologen und Wissenschaftlers. Der Doktor mochte Pawełek. Traf er ihn auf der Treppe, so fragte er ihn nach der Schule aus und schenkte ihm Bonbons, einmal lud er den Jungen sogar in sein Arbeitszimmer ein, wo sich der Apparat für die Röntgenaufnahmen befand. Frau Irma war eine goldblonde Schönheit mit blauen Augen und schlanker Gestalt. Schon vor dem Kriege träumte Pawełek nachts von ihr. Dann erwachte er entsetzt und erkannte seinen eigenen Körper nicht wieder, der heiß, gespannt und schmerzerfüllt war. Frau Irma hatte etwas von einer Krankheit, sie verursachte nur Qualen. Wenn sie ihm Bonbons oder Schokolade anbot, fühlte er sich gedemütigt. Denn er wollte für sie exotische Länder erobern, Festungen plündern, feindliche Horden besiegen. Er verstand sich nicht mehr und fand sich nicht zurecht. Er fuhr zu ihr in einer Arche, auf einer Galeone mit hundert Geschützen, in einem indianischen Kanu, und sie trat ihm mit einer Praline in der Hand entgegen. Später ruderte er kein Kanu mehr – mit Federschmuck auf dem Kopf. Frau Irma zog kreuz und quer durch Warschau. Eine jüdische Witwe mit nordischem, entschlossenem Gesicht. Es war Krieg. Pawełek lernte in Untergrundschulen und versuchte, etwas zu verdienen, um seiner Mutter zu helfen. Sein Vater saß in deutscher Gefangenschaft, hinter dem Stacheldraht eines Offizierslagers. Pawełeks Beziehung zu Frau Irma wurde fürsorglich und noch schmerzlicher.

Dr. Seidenman war vor Kriegsausbruch gestorben, Frau Irma lebte allein und wechselte ständig ihre Wohnung auf der arischen Seite. Pawełek hatte immer für sie Zeit. Auf

seine Hilfe konnte sie bauen. Sie versuchte, das wissenschaftliche Archiv ihres Mannes zu retten, damit sich die Röntgenologie nach dem Kriege weiterentwickeln könne, dank Dr. Ignacy Seidenmans Entdeckungen und Beobachtungen. Pawełek half ihr. Sie wurde immer schöner. Er fürchtete um ihr Leben. Eifersucht plagte ihn. Frau Irma war etwas über dreißig Jahre alt, verschiedene Männer umkreisten sie.

Pawełek machte in der Untergrundschule Abitur. Er verdiente ein wenig, indem er beim Handel mit Kunstwerken vermittelte. Kultivierte und früher begüterte Menschen verkauften in der Okkupationszeit Bilder, Möbel und Bücher. Sie mussten leben. Neue Vermögen entstanden, manchmal riesengroße, deren Ursprünge nicht immer sauber waren, entstammten sie doch zum Teil dem wirtschaftlichen Untergrund, ohne den das Land als rücksichtslos ausgebeutetes Hinterland der nazistischen Kriegsmaschinerie nicht hätte leben können, zum Teil aus dem Raub jüdischer Habe; denn die Deutschen rissen zwar den Hauptteil der Beute an sich, doch manch wertvolles Stück fiel in polnische Hand. Pawełek tummelte sich in einem sonderbaren Grenzgebiet, zwischen ruinierten Sammlern aus Vorkriegszeiten, Landadligen, die ihre Möbel und Preziosen verkauften, einst begüterten Besitzern von Stichen, Bildern und Tafelsilber, und der kleinen, aber wachen und betriebsamen Gruppe der ewig hungrigen und unersättlichen, harten und kalten, prahlerischen Neureichen; unter ihnen fanden sich manchmal Liebhaber schöner Dinge und Kenner, die das Schicksal vor dem Kriege vielleicht gedemütigt hatte, ehemalige Wanderer auf Nebenwegen, die endlich in die Hauptstraße ein-

biegen und sich an den früher glücklicheren Konkurrenten rächen konnten. Im Großen und Ganzen waren das ziemlich düstere Geschäfte, doch gab es auch Leute vom Zuschnitt des Schneiders Kujawski, eines reichen Sammlers, der sich zur Verwunderung seiner Kunden oft als gutherziger und freigebiger Mensch erwies. Pawełek hielt sich an den Schneider, und der Schneider mochte Pawełek. Eine Zeitlang bildeten sie ein unzertrennliches Paar, später lockerte sich die Beziehung etwas, nicht infolge von Zwistigkeiten beim Handel, sondern wegen Pawełeks Studium an der Untergrund-Universität und wegen seiner Liebesdramen.

Er lernte Monika kennen. Sie war achtzehn Jahre alt, hatte rabenschwarzes Haar, eine silbrige Haut, das Profil einer Gemme, die Anmut eines trägen Raubtiers. Im Spätherbst des Jahres 1942 küsste Pawełek Monika. Ihr Mund war kühl, die Lippen zusammengepresst, die Augen feindselig.

»Nie wieder!«, sagte sie. »Nie wieder!«

Doch einige Tage später küsste er von Neuem Monikas Mund. Sie erwiderte den Kuss. Er war dem Tode nahe. Er liebte Monika. Sie war schön, klug, gut. Gegen sie war er ein Nichts. Ein Kiesel am Weg. Ein herbstliches Blatt. Ein verfluchtes Gespenst. Während einer Rikschafahrt legte er eines Tages seine Hand auf ihr Knie. Sie erstarrte. Er zog die Hand zurück. Über seinem Kopf spürte er die Fittiche des Todes. Eines anderen Tages, als sie die Marszałkowska-Straße entlanggingen, begegneten sie Kujawski. Er lüftete seinen Hut. Als Mensch von großem Feingefühl pflegte er die Manieren der großen Welt. Monika sagte: »Was für ein komischer Wicht.«

Pawełek gab zu, dass Kujawski ein komischer Wicht sei. Eine Woche später, als ein gemeinsames Geschäft sie zusammenführte, erinnerte der Schneider sich an Monika.

»Sie haben wirklich Glück, Herr Pawełek.«

»Nämlich, Herr Kujawski?«

»Dieses Fräulein an Ihrer Seite auf der Marszałkowska. Sie ist vollkommen schön ...«

Er zögerte einen Augenblick, schüttelte den Kopf und fügte hinzu: »Vollkommen? Was sage ich da? Sie ist unendlich schön ...«

Pawełek gab zu, dass Kujawski ein weiser Mensch sei, ein Kunstkenner, ein ernsthafter Connaisseur.

Er liebte Monika, liebte aber auch Frau Irma. Das waren zwei verschiedene Lieben. Mit Monika wollte er das ganze Leben verbringen, mit Frau Irma ein paar Stunden. Mit Monika wollte er alt werden, an Frau Irmas Seite reif.

Aber er lebte in grausamen Zeiten. Seine Sehnsüchte gingen nicht in Erfüllung. Zum ersten Mal bekannte er Frau Irma seine Liebe, als sie eine sehr alte Frau war, auf der Terrasse eines Cafés an der Avenue Kléber in Paris, dreißig Jahre nach dem Tod der schönen Monika. Keine dieser Frauen prägte Pawełeks emotionale Persönlichkeit. Die Frauen, die seinem Leben Stempel und Siegel aufdrückten, sollten erst noch kommen. Doch Frau Irma und Monika machten Pawełek mit dem Tod vertraut. Er bewahrte ihnen Dankbarkeit.

Während er jetzt seine Hände betrachtete und aus dem Bett aufstand, spürte er jedoch keine Dankbarkeit. Er fühlte sich frisch und entschieden. Er hatte beschlossen, an diesem Tage ein für alle Mal mit seiner Liebe zu Frau Irma Schluss

zu machen und sein ganzes Herz Monika zu schenken. Immer noch glaubte er, Herr seiner Entscheidungen zu sein. Er glaubte an die Freiheit. Das muss man ihm verzeihen. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt.

Er wusch sich mit kaltem Wasser, prustete und war beinahe glücklich. Aber nicht ganz, weil ihm Henio Fichtelbaum wieder einfiel. Der Freund von der Schulbank. Der Schüler mosaischen Bekenntnisses Henio Fichtelbaum. Sein bester Freund aus Kindheit, Jugend und früher Reifezeit. Henio Fichtelbaum, Pawełeks Helfer bei den Mathematikaufgaben. Der Kapriziöse, Hübsche, Dunkle, Konzentrierte. Es gab Momente, da sie sich hassten. Henio schob die Lippen vor.

»Ich pfeife auf dich, Pawełek!«, sagte er und ging fort unter die Bäume des Ogród Saski, klein, widerwärtig, mit dem Tornister auf dem Rücken. In ausweglosem Zorn trat Pawełek gegen die Kastanien. Sie hassten sich. Es kam vor, dass der grausame Henio umkehrte. Seine Lippen waren aufgeworfen, er schaute vor seine Füße, auch er trat gegen Kastanien.

»Lass gut sein«, sagte er, »wir können zusammen zur Królewska-Straße gehen.«

Es kam aber auch vor, dass Pawełek hinter Henio herannte.

»Halt! Warte! Ich geh mit dir ...«

Sie spielten Indianer, sie spielten Abessinier. Henio warf sich eine karierte Decke um die Schultern und sagte zu Pawełek: »Ich bin Haile Selassie! Du bist der Führer meiner Truppen.«

Doch manchmal ergriff Pawełek die Decke und war der

Kaiser. Sie stießen Kriegsrufe aus. Die Italiener flohen. Henio schoß mit Kanonen, Pawełek mit Pistolen. Sie zielten mit Pfeil und Bogen, sie warfen Speere.

Henio Fichtelbaum mochte Süßigkeiten, Pawełek Filme. Sie stritten sich. Henio wollte Schokolade essen, Pawełek ins Kino gehen. Sie stritten sich, die Trennung war unerträglich, die Schokolade fade, der Film öde. Sie waren Freunde, wie Erwachsene es nicht sein können. Sie starben füreinander beim Spiel, waren aber auch bereit, wirklich zu sterben, weil sie den Tod noch nicht verstanden, also auch nicht fürchteten, sie konnten sich das Sterben nicht vorstellen.

Später konnten sie es sich vorstellen. Im Jahre 1940 ging Henio ins Ghetto. Zwei Jahre später floh er und erschien bei Pawełek. Der besorgte ihm ein vorzügliches Versteck bei einem Uhrmacher. Henio Fichtelbaum zog auf den Dachboden. Dort versorgte Pawełek ihn mit Büchern und Nachrichten. Henio meuterte und zeigte sich launisch. Die Ghettoerfahrungen verblichen in seiner Erinnerung. Der Dachboden setzte ihm zu.

»Das ist ein Kittchen!«, sagte Henio Fichtelbaum.

»Um Gottes willen, Henio, du bist verrückt. Wo könntest du es besser haben? Du mußt dich zu Geduld aufraffen.«

»Ich will auf die Straße gehen, Pawełek.«

»Ausgeschlossen!«

»Ich gehe aber!«

»Du bist ein Schwachkopf, Idiot, Blödian!«, schrie Pawełek.

Henio ging nicht hinunter. Später konnte er das Eingeschlossensein nicht mehr ertragen. Pawełek tobte.

»Siehst du, alles in Ordnung«, sagte Henio Fichtelbaum phlegmatisch. »Ich war in der Stadt und lebe noch. Nichts ist passiert.«

»Du hast kein Gewissen!«, rief Pawełek.

Sie waren Freunde. Erneut gab Henio nach. Nicht aus Angst um sein Leben, sondern aus Liebe zu Pawełek. Doch zwei Monate später verschwand er spurlos. Pawełek betete inbrünstig. Wochen vergingen ohne Nachricht. Der ganze Winter. Henio existierte nicht mehr. Nur spät in der Nacht, wenn Pawełek schlief, erschien Henio im Dunkeln und gab ihm ein Zeichen. Das Zeichen des Lebens, dachte Pawełek und schlief ein. Morgens weckten ihn die Frauen, Frau Irma und Monika. Alle drei tauchten sie aus Pawełeks Träumen empor. Henio Fichtelbaum war nicht da. Er blieb schrecklich abwesend. Er ist gestorben, dachte Pawełek. Nachts aber kam Henio wieder und gab ihm das Zeichen.

Auch später kam er, viele Jahre lang. Die Welt, in der Henio geblieben war, gab es nicht mehr, trotzdem erschien er bei Nacht und gab Paweł das Zeichen. Dann dachte Paweł, es sei das Zeichen des Todes und nicht des Lebens. Rufe mich nicht, sagte er zu Henio Fichtelbaums Schatten, du hast kein Recht zu rufen. Er schlief ohne Furcht ein, weil er wusste, dass Henio Fichtelbaum kein Abgesandter Gottes war, sondern nur eine gute Erinnerung. Vielleicht ist es dasselbe, dachte er manchmal.

Aber er vertraute darauf, dass Gott auch die Liebe ist.

Eigentlich kann man sagen, Paweł sei ein Auserwählter des Schicksals gewesen. Er überstand den Krieg und erlebte die Liebe. Etwas Erstaunliches. Beinahe ein Glückskind! Knapp zwanzig Jahre alt, kam es ihm so vor, als wäre alles

restlos verbrannt. Diese Stadt war die ganze Welt, die er besaß. Nicht die ganze Stadt, sondern nur ihr Kern, die wenigen Straßen zwischen dem Belvedere und dem Königsschloss, dem Weichselufer und dem Friedhof von Wola. Luft, Himmel und Erde waren hier anders. Mietshäuser begrenzten den Horizont. Als Kind hatte er jede Ecke dieses Fleckchens Erde bis hin zum Horizont betreten. Ein anderes Vaterland besaß er nicht. In seinem Zentrum lag der Ogród Saski, rundum die Straßen, auf einer Seite schön, hell und vornehm, auf der anderen gebrandmarkt von lärmender Unruhe, Hässlichkeit und Armut. Keine Grenze trennte die beiden Welten. Im Schatten der Kastanien des Ogród Saski streiften Damen in Ausgehkostümen, in Hüten mit Schleiern und Schuhen mit hohen Absätzen sowie Herren in Trenchcoats, Melonen und Mänteln mit Pelzkragen, die dunklen Passanten in abgetragenen Kaftanen und Stulpenstiefeln, die marktschreierischen Höckerinnen mit Perücken auf dem Kopf, die Jungen mit Peieslocken und schildlosen Mützen, die phlegmatischen, an Stöcken schreitenden Greise in paspelierten Joppen, mit runden Militärmützen auf dem weißen Haar und dem abgetragenen Schuhwerk armer, verarbeiteter Menschen. Auf den Bänken rund um die Fontäne saßen Revolutionäre von 1905, Veteranen von 1914, Chevaulegers von 1920, kurzsichtige Lehrerinnen, die in ihren jungen Jahren vor Eliza Orzeszkowa geknickt hatten, Verschwörer und nach Sibirien Verbannte, Häftlinge von Moabit und der Festung Olmütz, Seidenwarenhändler von der Nowolipie- und Eisenwaren-Großhändler von der Gęsia-Straße, Antiquare von der Świętokrzyska, junge Diplomaten aus dem Brühl'schen Palais, Kokotten und

Frömmelinnen, Arbeitslose und Reiche, Juden, Deutsche, Ukrainer, französische Erzieher aus den alten Gutshöfen, weißgardistische Flüchtlinge, heiratslustige Mädchen, Studenten mit Knabengesichtern und leeren Taschen, Diebe und Klatschbasen. Hier stritt sich Pawelek mit dem grausamen Henio Fichtelbaum, wer von ihnen beim Messerwerfen die Kastanien gewonnen hatte. Hier schlugen sie die Bolschewiken aufs Haupt, zwangen die Eliteregimenter des Duce zur Flucht und schossen die Flugzeuge des Generals Franco ab, die sich erecheten, die Schanzen der Spanischen Republik zu bombardieren.

Man brauchte nur ein paar Schritte zu gehen und befand sich zwischen Palästen, Regierungsgebäuden, Limousinen, inmitten von Kaffee- und Parfümdüften. Und man brauchte nur in entgegengesetzter Richtung zu gehen, zur Graniczna-, Żabia-, Rymarska-Straße, um in das Zentrum der jüdischen Diaspora zu gelangen, zwischen die Läden mit Eisenwaren, in die lärmende chassidische Menge, unter die riesenhaften Träger aus den Hallen mit ihren Wachstuchmützen und Arbeitskitteln, in das Geschrei der Händler, das Schnauben der Pferde, vor die verstaubten Vitriolen der armen Mützenmacher-Werkstätten mit der Aufschrift *Modes* oder *Dernier Cri*, in die Obstläden, Konditoreien, Friseurgeschäfte, die Schuster- und Täschnnerwerkstätten, unter die Straßenverkäufer mit Drillichhosen und Brezeln.

Man konnte auch in eine andere Gegend der Welt gehen, zu den Türmen der alten Kirchen, den feuchten Mietshäusern und Klöstern, zur proletarischen Plackerei und zu den rebellischen Träumereien des Volkes. Ebendort stieß das Königsschloss an die Kathedrale, die Kathedrale an den

Marktplatz, der Marktplatz aber an die Weichsel und den Jordan.

Das war Pawełs Welt, die im Laufe weniger Jahre unter die Erde versank, vor seinen Augen, in seiner machtlosen, erstaunten Gegenwart. Sie versank ganz wörtlich, zerfiel in Trümmer und begrub unter ihren Ruinen die Menschen und die polnische Lebensweise.

Paweł überstand den Krieg. Durfte er dann noch auf ein Lächeln des Schicksals zählen? Und trotzdem erlebte er die Liebe. Das ist etwas Erstaunliches. Es lässt sich nicht verheimlichen, Pawełek war ein Glückskind.